

VON SVEN LOERZER

Seine Kündigung schrieb er nach der Rückkehr von einer Dienstreise. Bis dahin war es beruflich steil bergauf gegangen für Markus C. Müller, heute 47 Jahre alt. Nach seinem Jura-Staatsexamen startete er als Jungunternehmer mit einer Firmenneugründung durch. Zehn Jahre später verkaufte er das Start-up an den damaligen Handyhersteller Blackberry, zu dem er selbst wechselte, um dort im Management zu arbeiten. Als Europa-Chef war er für mehrere Tausend Beschäftigte und einen Milliarden-Umsatz verantwortlich. Fast täglich sei er mit dem Flugzeug unterwegs gewesen, sagt Markus C. Müller.

Zeit für anderes als den Beruf blieb kaum. Bis ihm eines Tages beim Warten auf den nächsten Abflug das Buch „Fünf Dinge, die Sterbende bereuen“ von Bronnie Ware in die Hände fiel. Die Australierin hatte als Palliativpflegerin von Sterbenden erfahren, was sie im Rückblick anders machen würden. Das prägte sich Müller besonders ein: „Sie hätten gern mutiger gelebt und die Dinge gemacht, die sie wirklich machen wollten. Sie hätten gern mehr Zeit mit Freunden und Familie verbracht. Und sie hätten gern weniger gearbeitet.“ Schlagartig war Müller klar, dass er all dies auch bereuen würde, wenn er so weitermache wie bisher.

Markus C. Müller las viel über Tod und Sterben. Das hat sein Leben verändert

Der Bruch mit dem Unternehmen aber hatte auch damit zu tun, dass Müller generell damit glücklich ist, wenn er als Manager nur begrenzten Spielraum für eigene Entscheidungen hat. Und wohl auch zu selbstbewusst ist, um nur das zu vollziehen, was die Vorstandsetage vorgibt. Angst vor Verantwortung ist seine Sache jedenfalls nicht, im Gegenteil. Das zeigen auch kleine Dinge: So hat er zwischen seinen weitverbreiteten Vor- und Nachnamen das „C.“ (für Christian) gesetzt, um sich etwas mehr Individualität zu sichern – und bessere Auffindbarkeit im Internet.

Dass er im Rückblick von sich sagt, er habe das lange Jurastudium dazu genutzt, „um herauszufinden, in welchem Bereich ich mich orientieren will, weil ich eigentlich keine Ahnung hatte, was ich machen wollte“, mag dabei überraschen. Als Werkstudent schnupperte er in verschiedene Branchen rein. Bei der Firma Palm blieb er hängen, die damals den Personal Digital Assistant herstellte, „das ist wie ein Smartphone ohne Telefon“, wie Müller gerne Jüngeren erklärt. „Dadurch bin ich immer tiefer ins Thema Mobile Computing reingekommen.“ Vor 20 Jahren stieg er ins Beratungsbusiness ein, um Firmen zu erklären, wie sie Mobilgeräte sicher in ihre Firmenstruktur integrieren können.

Nach dem juristischen Referendariat hätte Müller den klassischen Weg ins Management gehen können, doch stattdessen gründete er 2002 die ubitexx GmbH, die Beratung betrieb und schließlich Software für das Management von Mobilgeräten entwickelte. Mehr Freiheit zu haben, das sei ihm wichtig gewesen, „das Gefühl, nicht Dinge umzusetzen, die einem andere vorgeben“, sondern selbst zu steuern und zu entscheiden, „wie ich es für richtig halte“. In der Finanzkrise 2008/2009 „hat es uns fast zerlegt. Wir mussten die Hälfte unserer 40 Leute entlassen.“ Das Unternehmen erholte sich dann schnell und wuchs wieder, um aber gegen die zunehmende amerikanische Konkurrenz zu bestehen, hätte ubitexx viel Kapital aufnehmen müssen.

**DIZdigital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Eine Dienstleistung des SZ-Archivs**

Leben nicht vergessen

Erst Top-Manager, dann Sterbebegleiter: Markus C. Müller verkaufte sein Start-up an Blackberry, war später für Tausende Beschäftigte und einen Milliarden-Umsatz verantwortlich und begab sich dann in einem Hospizverein auf Sinnsuche. Jetzt kümmert er sich mit seiner neuen Firma um pflegende Angehörige



Markus C. Müller war immer klar, dass er nach seinem Ausstieg bei Blackberry wieder eine Firma gründen will. „Ich wusste nur nicht was“, sagt er, „es sollte etwas Sinnvolles sein, was uns als Gesellschaft hilft.“

FOTO: CATHERINA HESS

Anfang 2011 „haben wir uns entschieden zu verkaufen“. Der damalige Handyhersteller Blackberry übernahm die Firma. Eigentlich wollte Müller nach der Übergangszeit gehen, „etwas Neues machen“, doch dann kam das Angebot, den deutschen Zweig als Geschäftsführer zu leiten. Nur ein Jahr später stieg er zum Europa-Chef auf. Müller sagt, er habe sich „von der Größe des Geschäfts blenden“ lassen. Und korrigiert sich: „begeistert lassen – mehr als eine Milliarde Jahresumsatz und ein paar Tausend Mitarbeiter.“

Nach einem guten Jahr stieg er Anfang 2015 aus: Er kündigte. „Mich haben damals alle für verrückt erklärt“, Status und Karriere aufzugeben. „Aber für mich hat es nicht gepasst, für mich war das nie so erstrebenswert.“

Die freie Zeit nutzte Müller für Reisen. Er war in Thailand für sechs Wochen, „da bin ich nur in der Hängematte gelegen und habe Bücher gelesen“, das habe er ge-

braucht, um seinen Adrenalinpiegel auf Normallevel zu bringen, es folgten Südamerika und Südamerika. „Ich bin einfach gereist und gerestet und habe mich erholt.“ Schließlich „habe ich mein Thema gefunden“, durch Zufall. „Ich war in Spanien am Strand, habe eine Zeitschrift gelesen. Da war ein Bericht von einem Hospizbegleiter, der über Sterbebegleitung geschrieben hat. Ich habe den Artikel gelesen und danach geheult, ohne zu wissen, warum. Ich hatte keine eigene Erfahrung damit, meine Eltern leben noch. Trotzdem hat mich das Thema so berührt. Das ist nichts, was mir häufig passiert. Es hat mich überrascht.“

Er las viel über Tod und Sterben. Das habe sein Leben verändert: „Man sieht die Zeit, die man hat, als wertvoller an und überlegt sich, was tue ich damit. Es kann heute zu Ende sein, deshalb überlege ich mir, was mache ich heute mit dem Tag sinnvoll.“ Müller absolvierte beim Münchner

Hospizverein Dasein eine Ausbildung zum ehrenamtlichen Hospizbegleiter. Anderen zu helfen sei das eine, aber „man bekommt auch viel zurück“. Sterbebegleitung sei für ihn ein „unglaubliches Geschenk, weil ich mit dadurch immer wieder meiner Prioritäten bewusst werde“. Es führe zu der Frage, was wirklich wichtig sei im Leben. „Ist es das noch größere Auto, ist es der Streit mit der Freundin um den Abwasch? Oder nehme ich lieber meine Freundin in die Arme und sage ihr: Ich liebe dich.“

Müller folgte seiner damaligen Freundin in die Schweiz und war dort drei Jahre lang als ehrenamtlicher Hospizbegleiter tätig. „Mir war immer klar, dass ich wieder eine Firma gründe, ich wusste nur nicht was. Es sollte etwas Sinnvolles sein, was uns als Gesellschaft hilft. Ich habe lange nicht die Verbindung zwischen Hospizarbeit und Unternehmertum gefunden, bis ich dann auf mich bin: Die Pflege Angehöriger gekom-

men bin: Die sehe ich ja jede Woche, wenn

ich zur Hospizbegleitung komme. Die Angehörigen sind total gestresst, emotional hochbelastet, aber auch finanziell und organisatorisch völlig überlastet.“ Da könne man digital auch gut helfen, dachte sich Müller. Mit einem Bekannten zusammen habe er entschieden, „dass wir da eine Firma gründen, die einen digitalen Pflegebegleiter entwickelt“. Apps gibt es für die Schwangerschaft, für die Pflege seien die Anforderungen viel komplexer. Den etwa fünf bis acht Millionen pflegenden Angehörigen mit einer digitalen Lösung helfen will Müller mit der Ende 2018 gegründeten Nui Care GmbH. Die Firma mit heute zehn Mitarbeitern hat sich in der Schillerstraße angesiedelt, einst wegen vieler Elektrizitätskabel „Schillicon Valley“ genannt.

Die Nui-App ist inzwischen erfolgreich gestartet. Als erste Versicherung bietet die Allianz Krankenversicherung ihren Kunden die App kostenfrei an. Müller hat aber auch Firmen im Blick, die ihren Mitarbei-

tern helfen wollen, die starke psychische und zeitliche Belastung durch die Pflege Angehöriger besser zu bewältigen. Für die Firmen, davon ist Müller überzeugt, zahlt sich das aus, denn pflegende Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter kosten Unternehmen bis zu 15 000 Euro pro Jahr. Die enorme Belastung führe häufig zu geringerer Produktivität, zu Fehlzeiten und Krankheit bis hin zum Burn-out. Arbeitgeber können die Lizenzkosten für ihre Beschäftigten übernehmen, die dann die App kostenfrei nutzen können. Letztlich kann jeder auch selbst die App herunterladen, der erste Monat ist kostenfrei, dann fallen 9,95 Euro pro Monat an für einen Pflegefall, egal wie viele Angehörige oder Freunde sich um jemanden kümmern. „Wenn wir es schaffen, die Familien zu Hause in der Pflege besser zu unterstützen, dann brauchen wir auch weniger Pflegeheimplätze“, betont Müller.

Nui will den Angehörigen im Pflegealltag mit einem Netzwerk helfen, zu dem man Nachbarn, Freunde und andere Menschen einladen kann. So lassen sich organisatorische Fragen und Aufgaben schnell abstimmen, etwa wer wann einen Termin wahrnimmt. Ein Ratgeber, mit den wichtigsten Themen der Pflege zu Hause, etwa zum Umgang mit Demenzzkranken, ist ebenso enthalten. „Über einen Chatbot stellen wir Fragen zur Situation, um dann wie in einem Kurs Tipps und Tricks zu geben, wie man damit umgeht“, erklärt Müller.

Im Zentrum des neuen Hospiz-Hauses soll ein Kindergarten stehen

Die App macht künftig auch Vorschläge für Dienstleistungen, zum Beispiel für Alltagsshelfer. Langfristig soll daraus eine intelligente Plattform rund um die Pflege entstehen. Das alles klingt noch nach viel Arbeit in einem Start-up, ist also Müller wieder in die alte Spur geraten? Nein, sagt er, früher seien sein Leben und seine Person auseinandergefallen – in den Geschäfts- und den Privatmann. Sein Leben sei nun viel mehr durchmischt, „dadurch habe ich nicht das Gefühl, dass ich zu viel arbeite“. Als Unternehmer könne er nun dazu beitragen, gesellschaftliche Probleme zu lösen. Menschen, so ist er überzeugt, seien eigentlich Gemeinschaftswesen, „sie sind nicht dazu gemacht, allein oder zu zweit in Einzelappartements zu leben“. Er habe das Gefühl, „dass viel mehr entstehen kann, wenn man sich in größeren Gruppen zusammensetzt, 50 oder 100 Menschen, die vielleicht alle ihren eigenen Bereich haben, aber gemeinsam an einem Thema arbeiten und auch zusammen leben“.

Generationenübergreifend sollte das funktionieren, aber wie konkret, das weiß er noch nicht. Ein anderer Plan nimmt dagegen gerade Gestalt an. Müller, der seit drei Jahren Vorstandsvorsitzender des Hospizvereins Dasein ist, will das dritte stationäre Hospiz in München schaffen: „Bei unserem Hospiz-Haus des Lebens ist mein Wunsch, im Zentrum einen Kindergarten zu haben. Kinder haben ja zunächst einen völlig natürlichen Umgang mit dem Tod.“ Das Beschäftigen damit tue jedem gut. „Unsere Vision ist, das Thema den Menschen näher zu bringen. Sie sollen die Möglichkeit haben, in unser Zentrum zu gehen, ohne dass sie dort jemanden besuchen wollen. Für einen Kurs, einen Austausch oder einen Kaffee.“

Das Wichtigste im Leben sei die Liebe, bilanziert Müller: „Liebe zu leben vergisst man manchmal, wenn man als Unternehmer im Hamsterrad drin ist. Wenn man mit Sterbenden spricht, erzählen sie immer davon, dass Beziehungen mit Menschen das Wichtigste im Leben sind.“